

Predigt

Bernhard Honsel

Predigt zum 40jährigen Priesterjubiläum

Evangelium: Lk 1,39–56

Der Autor war als Pfarrer ganz besonders bemüht, das Wachsen von Beziehungen und Gruppen in der Gemeinde zu fördern. (Seine Leitartikel, Erfahrungsberichte und anderen Beiträge in Diakonia geben davon Zeugnis.) Obwohl sein Rückblick zum 40jährigen Priesterjubiläum kaum von Beziehung spricht, ist dieses Anliegen auch hier deutlich zu erkennen. red

Wenn mein Nachfolger, wenn Du, lieber Martin, mich vor einigen Monaten nicht angesprochen und eingeladen hättest, mit der Gemeinde dieses Fest zu feiern, dann hätte ich etwas verpaßt, denn Feste gehören zu unserem Leben. Feste, vor allem Jubiläen, sind Anlaß, sich zu erinnern. Und wenn wir uns unserer Vergangenheit und unseres Wesens bewußt sind, gewinnen wir daraus Kraft und Zuversicht, in die Zukunft zu gehen, die immer ungewiß ist.

So habe ich in den letzten Wochen meinen Weg erneut bedacht. Viele von Ihnen sind 26 Jahre dieses Weges mit mir gegangen. Ich möchte Sie einbeziehen in diese Erinnerung, ähnlich wie ich es vor 14 Tagen in meiner Heimatgemeinde in Bocholt und mit meinen Verwandten getan habe.

Ich habe mich gefragt: „Warum hast du diesen Beruf gewählt?“ und auch: „Warum bist du in diesem Beruf geblieben trotz mancher Schwierigkeiten und Enttäuschungen?“

Die Grundlage dafür war sicher, daß ich in einer Familie aufgewachsen bin, in der der Glaube an Gott und das Leben mit der Kirche ganz selbstverständlich waren. Doch entscheidender war dieses: Ich war zwei Jahre als Soldat im Zweiten Weltkrieg und kam verwundet aus russischer Gefangenschaft zurück. Meine Kriegserfahrungen haben mich erkennen lassen, welch großes Unglück durch Hitler und den Nationalsozialismus über unser Volk und die ganze Welt

gekommen ist. Nachträglich stellte ich nun, wie viele andere, die Frage, wie es dazu hatte kommen können, und das eine wurde mir klar: Solche Verbrechen durften nie wieder geschehen. Mit dieser spät gewonnenen Einsicht begannen wir also, nach einer neuen Ordnung für unser Land zu suchen.

1948 ging ich zunächst zum Studium nach Tübingen. Ich wollte später in die Politik gehen, und weil ich ahnte, daß die Politik einer soliden weltanschaulichen Grundlage bedarf, wenn sie nicht in die Irre führen soll, studierte ich zunächst Philosophie, Psychologie und Theologie. Durch viele Begegnungen, vor allem durch die Theologie der Tübinger Schule, die ja bis heute in vielfacher Weise von sich reden macht, gewann ich ein neues ökumenisches Bild von meinem christlichen Glauben. Ja, es war mir oft so, als ob ich das Evangelium ganz neu entdeckte, die Kraft, die in ihm liegt für die Menschen und für die Welt. In monatelangen, auch nächtlichen Diskussionen entwarfen wir Studenten Visionen von der Erneuerung der Kirche und der Politik, und in diesem harten Ringen wuchs in mir die Entscheidung, mich ganz dem Dienst des Evangeliums zu widmen und Priester zu werden.

Ein Jahr später, 1949, ging ich nach Münster zum Studium der Theologie. Für alle, die Priester werden wollten, war es selbstverständlich, im Bischöflichen Konvikt zu wohnen, im Collegium Borromäum.

Nun erlebte ich folgendes: Auf der Universität erhielt ich in den Vorlesungen ähnliche Impulse wie in Tübingen und eine solide theologische Ausbildung. In der Erziehung im Konvikt aber war etwas anderes bestimmend und prägend. Vor einigen Tagen fand ich in dem kleinen Buch „Sind alle Priester?“ von Prof. Ferdinand Klostermann folgende Zitate, die das deutlich machen können. Es sind Aussagen früherer Päpste. Ich will nur zwei vorlesen, die anderen sind ähnlich. Gregor XVI., der vor 150 Jahren lebte, schreibt: „Niemandem kann unbekannt sein, daß die Kirche eine ungleiche Gesellschaft ist, in der von Gott die einen zum Herrschen, die anderen zum Gehorchen bestimmt sind. Diese sind die Laien, jene die Kleriker.“ Und Pius X., der Anfang dieses Jahrhunderts lebte, stellte fest: „Allein das Collegium der Hirten hat das Recht und die Autorität, zu lenken und zu führen. Die

Mehrheit hat kein anderes Recht, als sich führen zu lassen und als folgsame Herde ihrem Hirten zu folgen.“ So dachten nicht nur die Päpste, so dachten auch die Fürsten und Könige.

Ja, diese Zitate sind Ausdruck eines Kirchenbildes, das sich im Mittelalter entwickelt hat und das auf dem I. Vatikanischen Konzil 1870/71 noch einmal ausdrücklich bestätigt wurde. In der Atmosphäre des Konviktes wirkte sich dieses nachdrücklich aus – in der Erziehung zum Gehorsam. Und es wirkt bis heute nach.

Diese Spannung zwischen der Vision des Evangeliums auf der einen Seite und der Wirklichkeit der Kirche, so wie ich sie im Konvikt erlebte, auf der anderen, empfand ich als sehr belastend. Doch die Faszination, die vom Evangelium ausging, ließ mich meinen Weg weitergehen.

Dann wurde das II. Vatikanische Konzil einberufen: Viele Ältere werden es bewußt miterlebt haben, für die Jüngeren ist es Geschichte. Nachdem es 1959 von Papst Johannes XXIII. überraschend angekündigt worden war, habe ich es mit Spannung erwartet und verfolgt. Fast jeden Abend saßen wir beim Fernsehgerät oder vor dem Radio, um die Kommentare zu hören. Vier Jahre, von 1962 bis 1965, waren alle katholischen Bischöfe der Welt und die führenden Theologen je vier Monate in Rom versammelt und berieten über die Frage: „Wie muß unsere Kirche sich erneuern, damit sie dem Geist des Evangeliums entspricht und ihren Beitrag zur Gestaltung der Welt leisten kann?“ Sie berieten nicht nur, sie setzten sich heftig auseinander und beteten.

Das erfreulich Neue war: Die Kirche wurde nicht, wie im I. Vatikanischen Konzil, als Herde gesehen, die von Hirten geführt wird, sondern wie im Evangelium als Volk Gottes, das unterwegs ist als eine Gemeinschaft von getauften und gefirmten Christen, die grundsätzlich ebenbürtig sind, gleiche Würde und gleiches Recht haben und alle berufen sind, die Großtaten Gottes zu verkünden, der uns aus der Finsternis in sein wunderbares Licht gerufen hat.

In dieser Kirche gibt es selbstverständlich verschiedene Aufgaben und Ämter, auch das Amt des Leitens. Doch alle, die ein Amt haben – und das gilt ja nicht nur für die Priester –, sind zum Dienen berufen und nicht

zum Herrschen, nach dem Beispiel Jesu, der gesagt hat: „Ich bin unter euch wie einer, der dient.“ Wahrhaftig, ein hoher Anspruch, dem wir Amtsträger – und das sind Laien und Priester – nicht leicht entsprechen können.

Zwei Jahre nach dem Konzil, 1967, kam ich als Pfarrer nach St. Ludwig mit dem Auftrag, die Beschlüsse des Konzils in die Praxis umzusetzen, das heißt, mit der Gemeinde Wege zur Erneuerung zu suchen, damit wir wirklich als Kirche in der Welt von heute unseren Dienst tun können.

Es folgten – wenn ich mich hier umschaue, sehe ich viele, die das miterlebt, sich engagiert haben – anfangs das tastende Suchen, dann die Jahre intensiver Auseinandersetzung miteinander um den Weg der Gemeinde und die Gestaltung unserer Kirche, die Auseinandersetzungen mit der bischöflichen Behörde; ich erinnere mich an das wachsende Selbstbewußtsein einzelner und das wachsende Selbstbewußtsein der Gemeinde. Ja, es war aufregend und anstrengend – dieser Weg der Gemeinde, die sich mehr und mehr verstehen lernte als eine, die unterwegs ist.

Und heute: In der Rückschau erkennen wir: Vieles hat sich verändert in dieser Welt, auf allen Gebieten. Vieles hat sich verändert in der Kirche, auch wir Menschen haben uns verändert – und Zeit kehrt nie zurück.

Nicht wenige sind verunsichert, weil sie Vertrautes nicht mehr finden, und rufen nach klaren Vorschriften. Auch manche Amtsträger – bis hinauf zum Papst – sind in Sorge, die katholische Kirche könne ihre Identität und ihre Einheit verlieren, und so glauben sie, den Prozeß der Veränderung verzögern zu müssen. Das aber verstimmt jene, die sich für den Prozeß der Erneuerung eingesetzt haben und ihn weiterführen wollen. Sie fühlen sich angesichts restriktiver Maßnahmen ohnmächtig.

Die Spannung in der Kirche heute hat einen gewichtigen Grund. Die Konzilsväter konnten sich in der Frage des Kirchenbildes nicht einigen. Und damit die Texte eine Mehrheit fanden, stellten sie beide Kirchenbilder unvermittelt nebeneinander: das Kirchenbild des Mittelalters – die Kirche als hierarchische Gesellschaft – und das biblische Kirchenbild – die Kirche als Volk Gottes, unterwegs als Gemeinschaft getaufter und ge-

firmer Christen mit gleicher Würde und gleichem Recht.

Wir stehen mitten in dem Ringen um die bessere Gestalt der Kirche, damit wir das Erbe des Evangeliums, das wir empfangen haben, an die nächste Generation weitergeben können.

Schwestern und Brüder! In dieser Auseinandersetzung dürfen wir nicht nachlassen, angesichts der augenblicklichen Situation der Kirche unsere Hoffnung nicht aufgeben. Wenn wir in der Geschichte zurückschauen: Nie hatten gläubige Christen solche Möglichkeiten, nie hatten wir solche Freiheit wie heute! Ich bin zutiefst überzeugt, mehr noch als vor 40 Jahren: Das Evangelium ist eine kostbare, unerschöpfliche Quelle des Lebens und der Liebe für den einzelnen und für die Menschheit. Es kann uns den Weg weisen zu einem erfüllten Leben und zu einem besseren Zusammenleben mit mehr Gerechtigkeit und Frieden. Und: Das Evangelium ist nicht Menschenwerk, es ist Gottes Wort, es enthält Gottes Kraft. Darum bin ich fest überzeugt: Es wird seine Frucht bringen, durch Widerstände hindurch!

Am Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel bin ich zum Priester geweiht worden. Für mich ist dieses Fest ein Fest der Hoffnung im doppelten Sinn: Zum einen: Maria, eine junge jüdische Frau aus einem kleinen ländlichen Dorf in Palästina, lebte in schwieriger Zeit. Sie hat sich dem Unerwarteten geöffnet und „ja“ gesagt. So kann und will Gott in dieser schwierigen Zeit durch uns Wunderbares bewirken, wenn wir uns öffnen.

Zum anderen: Unsere Hoffnung wird nicht mit dem Tod begraben. Nein, wir dürfen hoffen, daß auch unser Leben seine Vervollständigung findet in Gott, wie das Leben Mariens. Schwestern und Brüder, wir haben Grund zu danken, wir haben Grund, diese Hoffnung zu feiern. Amen.

Bücher

Barmherzige Begegnung

Wunibald Müller, Begegnung, die vom Herzen kommt. Die vergessene Barmherzigkeit in Seelsorge und Therapie, Matthias-Grünewald-Verlag, Mainz 1993, 120 Seiten.

Bevor ich das schöne Buch von der Barmherzigkeit aufschlug, las ich den Brief einer depressiven jungen Frau, die ein behindertes Kind hat und darüber klagt, daß sie sich von Gott nicht geliebt empfindet. Gott ist gut fürs Ganze, den einzelnen opfert er, meint sie. Es ist leicht, von der Schönheit der Welt und der Barmherzigkeit Gottes zu schwärmen, wenn man mit der Gondel unbeschwert zu Tal fährt und nur Schönheit sieht . . . Die Frage nach der Barmherzigkeit bzw. Grausamkeit Gottes gegen Mensch und Tier hat Reinhold Schneider am gleichen Platz gestellt, wo ich den Brief las und das Buch über die Barmherzigkeit öffnete. Uns ist zu sehr eingeredet worden, daß Gottes Barmherzigkeit im Verzeihen der Sünden liegt. Das ist heute weniger unser Problem. Aber zum Buch: Der Verfasser ist jung, positiv, Theologe und Psychologe, hat eine wunderbare Sprache, bringt sehr schöne Zitate, etwa dieses von D. Sölle: Das Mitleid ist das Einfallstor Gottes. Mitleid ist Zuneigung, Barmherzigkeit, Tat. Caritas und Gnade sind Nachbarbegriffe. Nur der reife Mensch ist fähig zur Barmherzigkeit. Die Kirche sollte Zeichen der Barmherzigkeit sein. In der Moralenzyklika habe ich dieses Wort nicht gefunden, vielleicht habe ich es überlesen. An Gottes Barmherzigkeit mußt du glauben oder besser noch hoffen, Barmherzigkeit mußt du üben, es ist eine große Tugend, und Jesus preist die Barmherzigkeit selig. Ich war vor kurzem in einer Kathedrale der Unbarmherzigkeit, im Yad Vashem in Jerusalem und hörte das Weinen der Million jüdischer Kinder, die keine Barmherzigkeit fanden. Ein schönes, nützliches Buch, das man empfehlen kann.

Franz Jantsch, Hinterbrühl

Kommunikative Gemeindepraxis

Christof Bäumler, Menschlich leben in der verstädterten Gesellschaft. Kirchliche Praxis zwischen Öffentlichkeit und Privatheit, Chr. Kaiser – Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 1993, 390 Seiten.

Vor 20 Jahren hat sich der Münchener evangelische (praktische) Theologe Chr. Bäumler zum ersten Mal mit einer Veröffentlichung zum Thema „Großstadt und Kirche“ zu Wort gemeldet. Damals hat er vielbeachtete Thesen formuliert, die er über die Jahre hin-